Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz : Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 34 (1942)

Heft: 1

Artikel: Gewerkschaften in der Romanliteratur

Autor: Müller, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-353065

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gewerkschaften in der Romanliteratur.

Von Paul Müller.

Wenn es sich beim obigen Titel lediglich um die Arbeiterbewegung im allgemeinen handeln würde, liesse sich vielleicht die Veröffentlichung eines solchen Artikels an dieser Stelle nicht ganz rechtfertigen (obwohl wir gerade in diesem Zusammenhang unterstreichen möchten, dass die Gewerkschaften in ihrem Denken und Handeln möglichst weit greifen müssen, da die wirtschaftlichen Interessen, die sie vertreten, den Menschen in seinem ganzen Wesen und Tun berühren). Die Arbeiterbewegung, oder, allgemein gesagt, das schwere Los des Arbeiters sind schon lange Gegenstand der Literatur, ja, sogar der Dichtung geworden, wobei es sich allerdings meistens um Tendenzromane, um allgemeine Menschen- und Milieuschilderungen, oder auch, wenn man so sagen darf, um Klassenkampfliteratur handelt. Bei dieser Art Literatur spielen Gefühle und Gegengefühle eine grosse Rolle, die dem Menschen und nicht so sehr einer Institution oder Organisation eigen sind. Wenn heute Gewerkschaften als Organisationen in Romanen vorkommen, so ist die Ursache eine doppelte: zum Teil sind im Laufe der Entwicklung die Gewerkschaften und zum andern Teil die Romane — wenn auch nicht gerade in der Schweiz — anders geworden. Mit der fortschreitenden Organisation der Wirtschaft werden die wirtschaftlichen Organisationen der Werktätigen so oder so im Gefüge der Wirtschaft und Gesellschaft zu einem festen Bestandteil, zu einem Teil der Gesellschaftsordnung. Im vorkrieglichen Frankreich zum Beispiel, wo die Arbeiter und mit ihnen die Gewerkschaften in den «Bourses de Travail» in jedem grösseren Orte ihren öffentlichen Ausdruck und Verbleib hatten, war dies in so hohem Masse der Fall, dass die drei Buchstaben CGT., die Anfangsbuchstaben des Gewerkschaftsbundes, nicht weniger bekannt waren als die Institution der PTT. oder bei uns die Buchstaben SBB. Man konnte die drei Buchstaben in den verschiedensten Zusammenhängen täglich im Gespräch der Menschen aller Bevölkerungsschichten hören und in Zeitungen, Zeitschriften, Feuilletons und Erzählungen lesen. In einem der grössten Romanwerke unserer Zeit, in Jules Romains «Hommes de bonne volonté» (Menschen guten Willens) haben die CGT., ihre Männer und ihre Wirksamkeit im Gefüge der Darstellung einer ganzen Epoche einen so selbstverständlichen Platz wie irgendwelche andere Institutionen unserer Zeit. Aehnliches könnte man im Falle Hollands, seines Volkes und Schrifttums, für den NVV., den holländischen Gewerkschaftsbund oder — in noch höherem Masse — in England für den TUC., den Britischen Gewerkschaftsbund sagen. In USA. liegen die Verhältnisse ähnlich, wobei es jedoch, wie der nachstehende Artikel zeigt, vorkommen kann, dass primitive Verhältnisse der Anfänge einer Arbeiterbewegung mit ganz modernen Auffassungen und Entwicklungen gepaart gehen: Unfreiwillige Nomaden bedienen sich des Automobils und völlig entrechtete Lumpenproletarier machen ohne lange Kinderkrankheiten über Raum und Zeit hinweg den grossen Sprung zum gewerkschaftlichen Gedanken.

Damit geben wir das Wort unserm Mitarbeiter, dem, wie die Leser sehen werden, die Aufgabe ausgezeichnet gelungen ist, unter Einhaltung des Themas in kurzen Seiten einen lebendigen Begriff des Geschehens und der Tendenzen zu geben, die in den behandelten Romanen, die Hunderte von Seiten umfassen, zum Ausdruck kommen. *R.*

Die vier Romane, die wir im folgenden einer Betrachtung unterziehen, sind aus dem Arbeiterleben gegriffen und haben das Ringen der Arbeiterschaft um ihre wirtschaftliche Existenz, um

etwas mehr Glück oder um etwas mehr Kultur zum Gegenstand. Sicherlich sind derartige Bucherscheinungen an sich keine Neuheit, seit der sogenannte Realismus in die Literatur eingezogen ist und zum Beispiel Emile Zola seinen « Germinal » geschrieben hat. Neu ist jedoch, dass es sich nicht mehr um Einzelerscheinungen und gelegentliche wilde Sprösslinge am Baume der schönen Literatur, sondern um sogenannte « bestseller », um die eigentlichen « Romane des Tages » mit Welterfolg handelt. Und noch etwas ist neu: während sich die meisten Bücher dieser Art früher entweder mit blosser Kritik oder mit utopistischen Schilderungen begnügten, die die Ueberwindung der heutigen Zustände bereits voraussetzten und mit schillernden Farben eine ersehnte glücklichere Zukunft ausmalten, sind die hier herauszustellenden Romane zumeist irgendwie aufbauend in dem Sinne, dass sie einen Weg weisen. Lediglich einer macht davon eine Ausnahme, aber dessen Inhalt ist aus der spanischen Bürgerkriegsatmosphäre geschöpft, wo die Menschen fanatisiert und berauscht sind, weil jeder von ihnen jeden Augenblick damit rechnen muss, dass ihm « die Stunde schlage » und der Tod näher steht als das Leben. In solcher Luft ist für aufbauende Ideen kein Platz mehr. Es geht nur noch um Leben oder Sterben. Neu ist auch, dass dem Leser das vielen so spröd und prosaisch klingende Wort « Gewerkschaft » aus Romanen entgegenschlägt, wie dies besonders in zweien von ihnen der Fall ist. Man findet dieses Wort nicht etwa irgendwo in Nebensätzen eingestreut, sondern es trägt einen der Hauptakzente und zieht sich entweder wie ein roter Faden durch viele hundert Seiten oder aber es taucht gegen Ende wie eine Formel der Erlösung oder wenigstens wie ein Wegweiser in eine andere Welt auf. Das Wort wird nicht mit irgendeinem Kunstgriff hingestellt, sondern wächst ganz natürlich aus den Nöten der Zeit heraus.

Es ist die Tatsache zu verzeichnen, dass die gewerkschaftliche Idee in die « schöne » Literatur eingedrungen ist, aus der sie bisher wie durch geheime Verschwörung verbannt gewesen war. Eine solche lag natürlich nicht vor. Die Erklärung ist anderweitig zu suchen. Dichter sind zumeist Individualisten, denen schon das Wort Organisation ein Greuel ist. Vollends die Gewerkschaften riefen bei ihnen höchstens die Vorstellung von verstaubten Mitgliederkartotheken wach. Wohl keiner nahm sich die Mühe, sich einmal mit ihren Verrichtungen zu befassen oder ihr Wesen zu ergründen. Dazu fanden sie die Gewerkschaften viel zu langweilig. So war es denn gar nicht selten, dass diese von der Seite der Dichter nur Spott ernteten. Auch der Geschmack des Publikums, das früher als Leser ihrer Bücher in Frage kam, widerriet ein Eingehen auf die Gewerkschaften. Dadurch stiess man die Kundschaft nur unnütz vor den Kopf und verdarb sich die Chancen eines Bucherfolgs. Inzwischen hat die Zeit an diesen Zuständen aber vieles geändert. Die Gewerkschaftsbewegung hat sich durchgesetzt. Sie ist ein öffent-

licher sozialer Faktor geworden und zugleich haben sich im lesenden Publikum grosse Verschiebungen vollzogen. Verbesserte wirtschaftliche Lage und vermehrte Freizeit geben heute auch dem Arbeiter Musse, um ein Buch zur Hand zu nehmen, eine Entwicklung, die durch die Gewerkschaften auch direkt durch die Errichtung von Arbeiterbibliotheken sowie die Förderung der Bildungsbewegung aufs stärkste beeinflusst worden ist. Die einstigen Schranken des lesenden Publikums sind gefallen. Es gibt keine Ausschliesslichkeit mehr. Das Gewicht der Leser hat sich vielfach sogar deutlich nach der Seite der Arbeiterschaft verschoben. Das ist die eine Erklärung.

Es gibt indessen noch eine zweite. Die Ereignisse haben auch die Dichter etwas hellhöriger gemacht, wie ja alle Welt durch sie hellhöriger geworden ist. Sie haben erfahren müssen, dass der Idee der Freiheit noch nicht gedient ist, wenn man nur die Uebel der Knechtschaft geisselt und anprangert. Mit solcher Kritik kann man auch den Totalitarismus dick und feist machen. Das gleiche gilt von sozialen Utopien. Es besteht die Gefahr, dass gewisse Erneuerer nicht einmal vor den Idealen und Symbolen der Arbeiterbewegung haltmachen und sich auch ihrer bemächtigen. Mit andern Worten: es genügt nicht mehr, dass man kritisiert und phantasiert. Das Gebot der Stunde verlangt, dass man einen Weg weist, der über diese Zustände hinaus führt. Kritik muss aufbauend, der Weg zum ersehnten Neuland konkret, also fassbar und unmissverständlich angegeben sein. Alles andere kann auch dem geraden Gegenteil dienen, weil es die Köpfe verwirrt, während diese Zeit mehr als je klare Köpfe erheischt. Wer unter den Dichtern seine Arbeit mit Verantwortung anfasst, der kann aber an den Institutionen der Arbeiterschaft nicht mehr länger vorbeisehen. Dabei stösst er selbstverständlich auf die Gewerkschaftsbewegung, wie etwa im Falle der amerikanischen Farmer oder der englischen Bergarbeiter, mit denen uns die beiden ersten Romane bekannt machen.

Der Roman «Die Früchte des Zorns» von John Steinbeck (Humanitas-Verlag Zürich) ist ein von Künstlerhand gezeichnetes Gemälde erschütterndsten Elends. Eine Farmerfamilie in Oklahoma muss Haus und Hof verlassen. «Grossvater ist als erster auf das Land gekommen. Er musste die Indianer töten und sie fortjagen. Und Vater ist hier geboren. Er hat das Unkraut ausgerupft und die Schlangen umgebracht. Dann kam ein schlechtes Jahr, und wir mussten ein bisschen Geld borgen. Und wir sind hier geboren. Dort in der Tür — unsere Kinder sind hier geboren. Und Vater musste Geld borgen. Dann gehörte das Land der Bank, aber wir blieben und wir hatten ein kleines bisschen von dem, was wir anbauten.» Die Landbesitzer fanden, dass sich das Pachtsystem nicht mehr bewähre. «Ein Mann auf einem Traktor kann zwölf oder vierzehn Familien ersetzen. Zahl' ihm seinen Lohn, und er besorgt die ganze Ernte. Wir müssen das machen. Wir machen es nicht gern. Aber das Ungeheuer ist krank. Irgend etwas muss mit

dem Ungeheuer geschehen.» Das Ungeheuer ist die Bank, der das Land gehört. «Wenn eine Bank oder eine Finanzgesellschaft das Land besass, so sagten die Männer, die gekommen waren: Die Bank — oder die Gesellschaft — wünscht — braucht — befiehlt — muss haben — als sei die Bank oder die Gesellschaft ein Ungeheuer mit Gedanken und Gefühlen, das sie verführt hätte. Und jene, die das sagten, wollten keine Verantwortung für die Banken oder die Gesellschaften auf sich nehmen, weil sie Menschen und Sklaven waren, während die Banken Maschinen waren und Herren zu gleicher Zeit. Manche der Männer, die kamen, waren stolz darauf, Sklaven solch kühler und mächtiger Herren sein zu können...» Genug: Die Familie muss fort. Sie ist nicht die einzige, der die Bank, das Ungeheuer, dieses Schicksal bereitet. Das neue Land der Verheissung ist Kalifornien. Mutter — sie ist die wahre Heldin dieses Buches, das «Bollwerk der Familie», und nie ist einer Mutter ein schöneres Denkmal gesetzt worden — sagt träumerisch: «Aber ich denke doch auch gerne dran, wie's vielleicht in Kalifornien sein wird. Niemals kalt. Und Obst überall, und die Leute leben dort, wo's am schönsten ist, in kleinen weissen Häusern, mitten unter Orangenbäumen. Vielleicht, wenn wir alle Arbeit kriegen — vielleicht haben wir dann auch so'n kleines weisses Haus. Und die Kinder brauchen dann bloss rauszulaufen und sich 'ne Orange abzupflücken. Und dann hängen die Orangen zu hoch, und sie fangen furchtbar an zu schreien.»

Mit hochgepacktem Auto gehts auf die Reise. Man stösst auf Route 66, die Hauptwanderstrasse nach den reichen Tälern Kaliforniens. Es herrscht ein betäubender Betrieb. «Die Route 66 ist die Strasse eines Volkes auf der Flucht, die Strasse der Flüchtlinge vor dem Staub, vor dem Donner der Traktoren, vor dem schrumpfenden Land, vor dem langsamen Einbruch des Oedlandes von Norden, vor den Wirbelwinden, die aus Texas gestürmt kommen...». Route 66 ist endlos. «Mir scheint, dass wir überhaupt nie wohin kommen. Wir sind immer unterwegs. Immer auf der Strasse...». Wenn die Nacht einbricht wird in Gruppen gelagert. «Zwanzig Familien wurden eine Familie und die Kinder waren die Kinder aller. Der Verlust des alten Heims wurde ein gemeinsamer Verlust und die goldene Zeit im Westen ein gemeinsamer Traum. Und es konnte geschehen, dass ein krankes Kind die Herzen von zwanzig Familien, von hundert Menschen, mit Verzweiflung erfüllte, dass eine Geburt in einem Zelte hundert Menschen still und ehrfürchtig werden liess während der Nacht und hundert Menschen am Morgen mit Freude erfüllte...». Aus gemeinsamer Not erwächst eine natürliche Solidarität. Immer wieder stösst man auf diese Erscheinung, die über den ganzen jammervollen Elendszug Strahlen des Glanzes verbreitet. Wie von selbst entsteht die Idee der Organisation. «Sie haben Angst, dass wir uns organisieren. Und wahrscheinlich haben sie recht. Unser Camp ist 'ne Organisation... Ich glaube, das ist's, wo die grossen Farmer

Angst vor uns haben. Können uns nicht ins Kittchen stecken und denken wahrscheinlich, wenn wir für uns selber sorgen können, können wir vielleicht auch noch andre Sachen machen...». Und schon fällt auch das Wort «Gewerkschaft», und ebenso das Wort «Streik». Einer erzählt: «Wir brauchen nur zu schreien, und zweihundert Leute stehen da. Einer, der für die Gewerkschaft organisiert, hat mir's unterwegs erzählt, draussen auf der Strasse. Er sagt, wir können das überall machen. Einfach zusammenhalten. Zweihundert Leute sperren sie nicht so leicht ein. Aber 'nen einzelnen — ja.»

Nun lässt die Idee der Selbsthilfe durch die gewerkschaftliche Organisation keinen mehr los. Dazu ist sie viel zu sehr das Selbstverständliche und durch die Umstände Erzwungene. Nicht alle verstehen sie sofort und es fehlt auch nicht an Enttäuschungen. Einer klagt: «Ich wollte, sie würden's verstehen. Ich wollte, sie würden verstehen, dass die einzige Möglichkeit, sich ihr Fleisch zu sichern... Ach, zum Teufel! Manchmal hat man's satt. Ich habe einen gekannt, den haben sie grade gebracht, wie ich im Kittchen war. Der hat 'ne Gewerkschaft machen wollen. Hat auch schon angefangen. Und dann haben die Angstleute sie auffliegen lassen. Und weisst du was? Dieselben Leute, denen er helfen gewollt hat, die haben ihn fortgejagt. Haben Angst gehabt, sich in seiner Gesellschaft sehen zu lassen. ‚Geh fort', haben sie gesagt, ‚du bist 'ne Gefahr für uns'...». «Das klingt ja nicht grade spassig» bemerkt einer. Ist's auch nicht. Der Kerl im Gefängnis sagt: «Jedenfalls tut man, was man kann und» sagt er, «das einzige ist, jedesmal wenn's 'n Schritt vorwärts geht, geht's auch wieder 'n Stückchen zurück, aber nie ganz. Das kann man beweisen», sagt er, «und dann lohnt sich die ganze Sache. Und das heisst, nichts ist umsonst, wenn's auch so aussieht.» Derjenige, der es wieder erzählt, wird kurz darauf selber von Polizisten totgeschlagen, aber schon steht ein anderer an seinem Platz. Die Idee der Gewerkschaft wird nie mehr untergehen.

In eine völlig andere Welt führt Llewellyns «So grün war mein Tal». Das Tal, von dessen einstiger Schönheit der Erzähler zugleich mit unendlichem Entzücken und unendlicher Wehmut spricht, ist irgendwo im englischen Walis. Es war dort einst nicht nur schön, sondern die Menschen lebten dort auch glücklich und zufrieden, denn die Kohlengrube des Tals bot allen gut bezahlte Arbeit. Not kannte das Tal, solange es noch grün war, offenbar keine. «Wenn wir uns am Samstagmittag zum Essen setzten, dann war es schon ein Vergnügen, den Tisch anzusehen. Auf den Schüsseln, die vor Vaters Platz standen, gab es immer einen mächtigen Rindsbraten oder eine Hammelkeule, und daneben stand das Geflügel — gekochtes oder gebratenes — Huhn, Ente, Truthahn oder Gans, je nach der Jahreszeit. Dazu gab es Kartoffeln, gebraten, in der Schale, und ausserdem noch Püree, und Wirsing und Blumenkohl, oder Erbsen und Bohnen, und manch-

mal, wenn im Garten recht viel wuchs, alle diese Gemüse auf einmal.» Bald fällt der erste Schatten auf dieses Idyll des Wohlstandes. Die Löhne werden gekürzt. Es kommt zum ersten Streik, dem bald ein zweiter folgt von zweiundzwanzigwöchiger Dauer. Niemand in den Nachbardörfern kümmert sich darum, von keiner Seite wird den Streikenden Hilfe. Die Not zwingt sie zur Kapitulation. Nicht alle, aber einer spürt es klar: Der Streik ging verloren, weil die Arbeiter in den andern Gruben der Nachbarschaft ungestört weiter arbeiteten. Eine Gewerkschaft tut not. Abend für Abend zieht er im ganzen Bezirk herum und agitiert. Der Erzähler des Buches, der jüngste Bruder dieses gewerkschaftlichen Agitators, führt für ihn die Korrespondenz und kann es so selber am besten feststellen, wie die Idee der Gewerkschaft ein immer wachsendes Echo findet. So ersteht vor dem Leser das Bild der ersten Anfänge der englischen Gewerkschaftsbewegung, wie es die beiden Webb in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Grund umfassender Studien beschrieben haben, nur dass dieses sozusagen vom Leben der Arbeiter selber heraus gesehen ist. Bald herrscht wieder Streik zur Abwehr von neuen Verschlechterungen. Die Schilderungen seiner Wirkungen gehören wohl zum anschaulichsten und ergreifendsten des Buches. Hier nur eine Szene: «Die ganze Strasse bis in den Ort hinab und auch in der Dorfstrasse unten zog sich längs der Wände der Häuser ein schwarzer Streifen hin, dort, bis wohin die Schultern der feiernden Männer in ihren fettigen Arbeitsjacken reichten. Auf und ab, ein dünner, welliger Strich, weil ein Mann kleiner und einer grösser war, aber immer in der Höhe der Schultern. Manche Frauen kamen mit einem Eimer voll heissem Wasser, um das Zeichen wegzuwaschen, aber bald war es wieder da, und der Streifen lief wieder ungebrochen den Wänden entlang. Die Wirtshäuser waren nur noch an zwei Tagen der Woche geöffnet, an denen die Bauern auf dem Weg zum Markt durchs Dorf kamen. Die Kaufleute gaben eine Zeitlang Kredit, dann schlossen sie ihre Läden. Wohlfahrtsvereine zahlten alles aus, was sie hatten, dann hörte es auf. Die Mitglieder der Gewerkschaften erhielten lange Wochen hindurch Zuschüsse, aber dann nahm auch das ein Ende ... Immer mehr Kinder starben an Entkräftung, dann Frauen und schliesslich auch Männer. Clydach machte keine Särge mehr. Ein Leintuch musste genügen, und es genügte auch ...».

Wieder mussten die Arbeiter sich beugen. Aber ihr Mut ist ungebrochen: «Nur wenn die Menschen vergessen, für ihr Recht zu kämpfen, sind sie rechtlos. Denn Menschen, die bereit sind, für das Unrecht zu kämpfen, gibt es genug. Die gleitende Lohnskala muss jedenfalls zuerst abgeschafft werden. Das wird der Anfang sein.» Und wieder Versammlungen, Abend für Abend. Einer der gewerkschaftlichen Hauptagitatoren, ebenfalls ein Bruder des Erzählers, wird von der Direktion der Kohlengrube zusammen mit andern, die wie er für die Gewerkschaft agitieren,

entlassen. Die Arbeiter wollen deswegen streiken. Der auf die Strasse Geworfene hält sie davor zurück. «Er wolle keine hungernden Kinder auf dem Gewissen haben, meint er.» Dem andern Bruder, der zuerst die gewerkschaftliche Agitation aufgenommen hatte, wird der Lohn willkürlich gekürzt. Ein Prozess wird angestrengt und gegen die Kohlengrube auch gewonnen. Aber er weiss, dass es damit für ihn in dem Tal endgültig aus ist. So zerfällt auch hier die im Mittelpunkt des Buches stehende Familie. Zwei Söhne wandern nach Neuseeland aus, ein anderer geht nach Deutschland und der letzte und jüngste zieht ihnen später nach. Der Vater selbst aber kommt aus Anlass eines wilden Streiks ums Leben, als er einen andern in der Grube, in der das Wasser immer höher ansteigt, retten will... Sogar das Tal mit seinen grünen Hängen stirbt dahin. Immer höher türmt sich der Schlackenberg und frisst sich gleich einer alles Leben verzehrenden Lavamasse fort, die auch die Wohnhäuser nicht verschont...

«So grün war mein Tal» ist beschaulicher und poetischer als «Die Früchte des Zorns». Es ist ohne Groll geschrieben, verdichtet sich aber gleichwohl, wenn nicht gerade darum, zu einer heftigen Anklage gegen die sozialen Zustände. In ihm ist Wahrheit und Dichtung verflochten. Es ist der Roman des englischen Bergarbeiters, die Geschichte der ersten Anfänge ihrer gewerkschaftlichen Organisation: nicht an Hand von papierenen Akten, sondern aus dem warmen, echten Leben.

Während sich diese beiden Romane inhaltlich ergänzen, streben zwei andere, die hier ebenfalls herauszustellen sind, weltenweit auseinander, obwohl auch sie sowohl untereinander als mit den andern die Gemeinsamkeit haben, dass sie den Stoff dem Befreiungskampf der Arbeiterschaft entleihen. Es sind dies: «Wem die Stunde schlägt» von Ernest Hemingway (Verlag Hermann-Fischer, Stockholm), und «Lasst das Volk doch singen» von J. B. Priestley (Büchergilde Gutenberg).

Ist der erstgenannte Roman von schauriger Düsterheit erfüllt, so der zweite von ausgelassenster Heiterkeit und sprudelndem Humor. Aber der Hintergrund von Hemingways Buch ist realer. Dieser ist der spanische Bürgerkrieg mit seinen entsetzlichen Begleiterscheinungen, die heute wie eine Vorübung zu dem jetzt tobenden Weltkrieg mit seinen alle Vorstellungskraft sprengenden Zerstörungen anmuten. Auch die Menschen, die Hemingway vorführt, schweben nicht, wie bei Priestley, als luftige Gebilde einer in Fröhlichkeit untergetauchten Phantasie an uns vorüber, sondern sie stehen da, als wären sie aus Goyas Gemälden geschnitten, gewachsen aus der spanischen Erde, die scheinbar immer nur Extreme duldet, im Guten wie im Bösen. Da es nicht um Arbeit oder gleitende Lohnskalen, auch nicht, wie bei Priestley, um eine Halle geht, in der das arbeitende Volk sich zum Lied vereinigen kann, sondern um Leben und Tod im nicht mehr nur bildhaften Sinn, sind alle menschlichen Leidenschaften bis auf ihren Urgrund

entfesselt. In diesem Zustand stellt sie Hemingway uns vor. In der Hauptsache sind es Typen aus dem Lager der Revolutionäre, Partisanen, die hinter der Front der Phalangisten den Krieg auf ihre Weise irgendwo im Versteck der Berge führen. Aber in ihre Erzählungen und Berichte fliesst genug, um auch nicht einen Augenblick die Meinung aufkommen zu lassen, es wäre im gegnerischen Lager anders. So, wenn eine junge Spanierin erzählt: «Mein Vater war Bürgermeister des Dorfes und ein Ehrenmann. Meine Mutter war eine ehrenhafte Frau und eine gute Katholikin, und sie haben sie zusammen mit meinem Vater erschossen, weil mein Vater Republikaner war. Ich habe zugesehen, wie sie beide erschossen wurden, und mein Vater sagte: «Viva la Republica», als sie ihn an die Wand des Schlachthauses stellten und erschossen. Meine Mutter stand auch an der Wand, sie sagte «Viva mein Mann, der der Bürgermeister dieses Dorfes war!» und ich hoffte, sie würden mich auch erschiessen, und ich würde sagen: «Viva la Republica y vivan mis padres» (Es leben die Republik und meine Eltern), aber statt dessen haben sie mich nicht erschossen, statt dessen haben sie mir das andere angetan...». Andererseits lässt Hemingway einem fascistischen Leutnant, nachdem er soeben fünf Gefallenen die Köpfe abschneiden liess, um sie als Siegestrophäe nach Hause zu bringen, angesichts eines erschossenen Kameraden seufzen: «Que cosa mas mala es la guerra!» — Was für eine böse Sache ist der Krieg! — und genau dasgleiche sprechen die stummen Mienen wohl der meisten auch auf der republikanischen Seite aus, sogar diese Guerillakrieger, soweit sie nicht völlig verroht sind, was nur auf ihren Anführer zutrifft. Hemingway ist selber Amerikaner, aber niemand hat es bisher verstanden, die Atmosphäre des spanischen Bürgerkrieges so echt und vorurteilslos wiederzugeben. Das vermag nur, wer Land und Leute in Spanien schon vor dem Bürgerkrieg bis auf den Grund erforscht und durchschaut hat.

Nach solcher bedrückender Lektüre mutet Priestleys «Lasst das Volk doch singen» wahrhaft erfrischend und befreiend an. Das Ganze ist eine tolle Komödie, aber der Roman ist zutiefst sinnvoll, weil auch Priestley auf seine Weise, die die des Humors ist, an einem scheinbar nichtigen Beispiel vordemonstriert, was die Arbeiter für eine Macht sind, wenn sie sich vereinigen. Der Schauplatz ist ein imaginäres Dunbury, eine Art ins Englische übersetztes Seldwyla und der Streit geht um eine prosaische Markthalle. Früher hatten dort die Arbeiter musiziert und gesungen. Jetzt kämpfen zwei Parteien um ihre weitere Verwendung. Die eine will die Halle in ein Museum verwandeln, die andere, das sind die Fordwerke von Dunbury, will sie als Ausstellungsraum erwerben. Da kommen ein paar Fremde zufällig in das englische Seldwyla hineingeschneit, darunter ein emigrierter Professor aus Prag und ein abgerissener englischer Komödiant, ein durch lustigen Zufall zusammengewürfeltes Freundespaar, das immer wieder Don Qui-

jote und Sancho Pansa in Erinnerung ruft, der eine ein sich immer über dem Erdboden bewegender Idealist, der andere sein gerades Gegenstück. Ihr harmloser Schlachtruf «Lasst das Volk doch singen» stürzt für einen Tag ganz Dunbury in eine wahre Revolution, die keinen Augenblick von Blut, dafür aber um so mehr von Lachtränen genetzt wird, und am Ende sind es denn auch die Arbeiter, die triumphieren.

Das ist die äussere Handlung und es ist nicht misszuverstehen, wie sie gemeint ist. Für Priestley ist die Markthalle von Dunbury ein Symbol der Kultur. Das Lied, das darin wieder aus Arbeitermund erschallen soll, ist eine Auflehnung gegen den Kulturverzicht, den man dem Arbeiter aufnötigt. Den erklärenden Kommentar hierzu liefert der besagte Professor, der ein Freund der Musik und alles Schönen und eben darum Emigrant ist: «In unserem Unterbewusstsein haben wir noch immer den alten Ketzerglauben, dass die Menschen in erster Linie Produzenten und Verbraucher sind und nur in ihrer sogenannten Freizeit wirkliche menschliche Wesen. Sie, meine Herren (er spricht zu den Fabrikdirektoren), glauben das nicht von allen. Das hat noch nie jemand getan. Sie glauben es nur von jenen, die Sie beschäftigen, aber nicht von jenen, von denen Sie selbst beschäftigt werden. Die Grossen, die Wohlhabenden, die Privilegierten, haben sich niemals als einen Teil des ökonomischen Menschen betrachtet. Deshalb halten so viele von ihnen an mittelalterlichem Gepränge fest, um zu zeigen, dass sie noch in der feudalen, vor-ökonomischen Welt leben. Sie beharren darauf, sich auf einer anderen Ebene zu befinden. Bis zu einem gewissen Grad hat man zuerst in Amerika, und dann in Russland, daran gedacht, Gleichheit und Gerechtigkeit in die Welt zu bringen, indem man diese Klasse entfernte und aus allen Menschen den ökonomischen Menschen der Theoretiker machte. Aber das ist Gerechtigkeit in der falschen Richtung. Es ist ein Verriegeln der Tür von aussen. Wir sollten darauf hinzielen, alle Menschen gross, wohlhabend und privilegiert zu machen, sie alle zu jener Ebene zu erheben...».

Gerade die Heiterkeit ist eine Kraft, mit der man die Menschen aufrütteln kann. Priestley hat sie und er weiss auch, von ihr den rechten Gebrauch zu machen. In humorvoller Verkettung und Umrahmung sagt er bittere Wahrheiten und erinnert die Arbeiterschaft zugleich daran, dass sie auch den Kampf um Anteil an der Kultur nicht ruhen lassen darf.